

Deutsches Schrifttum.

Halbmonatsbeilage des „Reichswort“.

Herausgeber: Prof. Adolf Bartels, Weimar.

15. Jahrgang

Nr. 6

15. März 1923

Aktualität.

In einer Zeit unseliger geistiger Verwirrung, wie der unsreigen, muß man sich über bestimmte „termini technici“ des Kulturbetriebes und ihre tiefere Bedeutung klar werden. Mag man da bestimmte Ausdrücke, namentlich die zur Klasse der Fremdworte gehörenden, als Feinde deutscher Art und Sprache, hassen, — bekämpfen kann man nur den Feind, den man durchaus kennt, wirklich loswerden nur einen Begriff, wenn man seinen Inhalt selbst innerlich überwindet. Vor Jahren ist im Rahmen des „Deutschen Schrifttums“ der Begriff „Feuilletonismus“, also ein seit Jahrzehnten im Literaturleben des Volkes geradezu herrschender, erörtert und als jüdisches Erzeugnis gekennzeichnet worden. Im dritten Teil der „Deutschen Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart“, „Die Jüngsten“, hat Adolf Bartels in dem Kernkapitel „Der Sensationalismus und das Judentum“ Wesen und Hauptträger des Begriffs und Begriffsinhaltes „Sensationalismus“ scharf gekennzeichnet. Hier soll heute die Rede von dem sein, was man unter „Aktualität“ versteht und zu verstehen hat. Der Sinn, den dieses wenig schöne Wort birgt, ist nicht durchaus und schlechthin verwerflich. Wer aber seine Sinne die letzten Jahrzehnte hindurch wach gehalten hat, weiß aus Erfahrung, daß die Begriffe „Aktualität“ und „aktuell“ mit dem Aufwachsen der Großstadt-Kultur, des Weltverlehrts, des kulturellen Börsenbetriebs und der Kaffeehaus-Meisterschenie nach ihrer schlechten Seite hin an Ausdehnung und Macht gewonnen haben. Man kann sagen: durch die immer wachsende Sucht nach dem „Aktuellen“, durch eine immer schärfere Zuspitzung ist dann der eigentlich ungesunde und verwüstende Begriff und endlich der des „Sensationalen“ möglich geworden. Sensationalismus wird man vernach als Gewächs anzusehen haben, das auf dem an und für sich nicht günstigen, aber durch fronde Zeitsäfte und Fremdblut gedüngten Boden der „Aktualität“ gedeiht.

Der moderne Begriff „Aktualität“ hat natürlich fast nichts mehr mit dem der scholastischen Philosophie zu tun, wo er im Gegensatz zu Potentialität das Wirklich-Sein des Göttlichen, leutere, wirkende Energie bedeutete. Die wortgeschichtliche Verwandlung ist aber immer noch deutsch geblieben und im französischen wie englischen Sprachgebrauch offenbar, wo das wirklich Vorhandene, das in der Verwirklichung Selende, das Wirkliche mit „actuel“, bez. „actual“ ausgedrückt ist. Mit dem lateinischen Worte „actus“ waren „die Bewegung“, „das Treiben“, in der Bühnensprache „die Darstellung“ gemeint, unter „actuosus“ „tätig“, „tätig wirksam“ verstanden. Durch französische Blutstropfen ist dann auch noch etwas Leidenschaftliches und das Moment der Wichtigkeit in das Wort hineingekommen und dieses zum Ausdruck dessen, was „die gegenwärtig brennende Teilnahme“ fordert, geworden. Das rein sachliche Wort verlor sozusagen an Nuße. So ist wohl die Phrase: respirer la chaleur de l'actualité frei, aber sinnentsprechend richtig übersetzt mit: die Wichtigkeit gegenwärtiger Zeittransände an den Tag legen. Völle Klarheit

könnten hier erst eingehende (aber sicher sehr lohnende) kultur-psychologische Studien bringen.

Seit wann wir den Begriff „Aktualität“ in Deutschland gebrauchen, ist schwer zu sagen. Die Zeit des großen Königs kannte ihn nicht, auch noch nicht die Tage der Napoleonischen Herrschaft. Es ist anzunehmen, daß man für das Aktuelle durch den erhöhten Zeitungs- und Zeitschriftenbetrieb und durch den Feuilletonismus in diesem erzogen worden ist. Wir verstehen heute unter „Aktualität“ Zeitgemäßheit, gegenwärtige Wirksamkeit, und übersetzen wohl „actuell“ mit neuartig, im Tagesgespräch befindlich, im Brennpunkt des Interesses, im Gipelpunkte der öffentlichen Aufmerksamkeit stehend. Wir meinen das für unser Heute Wichtig, zu den Tagesfragen in nächste Beziehung gesetzte, im Gegensatz zu dem, was nur noch von historischem Belang erscheint.

Der aufgeregte und aufregende Sinn in „aktuell“ entspricht keinesfalls dem deutschen Empfindungsleben, das Wort hat vielmehr im wesentlichen von Anfang an Fremdkörper zu Trägern gehabt, die ihrem Blute und Gebahren nach noch aufgeregter sind als die Franzosen, also die Orientalen, Siziliteren, Juden. Der wachsende Gebrauch in Deutschland, die wachsende Herrschaft der „Aktualität“ würde sich dann, da wir sie als Presse-Geschöpf ansehen, ganz natürlich erklären. Denn Pressekönig seit etwa siebzig Jahren ist Juda, dem wir ja auch das „Feuilleton“ zu verdanken haben, jene Zeitungsrubrik, die Politik und Weltweisheit, Kunst und Wissenschaft in Obertonsform verbietet und ein leichtgläubiges Publikum in seinen geistigen Bann zwingt, jene Zeitungsrubrik, deren Stil in erster Linie von den Genossen Börne und Heine und deren jungdeutschen Freunden ausgebildet worden ist. Gerade in den 30er und 40er Jahren, in jener Zeit der Zeitdichter, der Herrschaft des Zeitgeistes, der Tageskritik galt vor allem das höchst Neuartige, das Taggeborene etwas oder alles. In Kleinkultur lebt der Begriff und Vorgebrauch „Aktualität“ aber wohl erst seit einigen Jahrzehnten. Die jüdische Kleinhäus- und Großstadtkult ist ihm besonders gut bekommen. Jüdisch heißt geschäftstüchtig. Und daß der geschäftstüchtige jüdische Zeitungsmann das Neueste bringen und dieses möglichst reizvoll bringen muß, wenn er Geld machen will, ist natürlich. Das Ganze ist ja nur eine Frage der Publikumserziehung, die etwas Publikumspsychoologie voraussetzt. Dass der Jude meistens den „Nieder“ hat — in jeder Beziehung —, ist aber bekannt. Es gehören allerdings Methode, Beharrlichkeit und Erfahrung dazu, das Publikum zum Dauersklaven der Kleugier zu machen, gierig zu machen nach politischen Ereignissen, nach Bloßstellungen politischer Persönlichkeiten, gierig nach „Affairen“ aus dem Leben einer Künstlerin, eines Staatsanwaltes, eines Fürsten; gierig nach Neuigkeiten auf dem Gebiet des Theater- und Konzertlebens u. s. f. Es braucht aber auch nicht immer etwas Aufregendes, Neroenähnliches zu sein. Die Zeitung, die zuerst den Durchstich der Panama-Landenge

oder die Erfindung der drahtlosen Telegraphie meldete, hatte natürlich einen gleichen Geschäftsvorsprung wie diejenige, die die Ermordung des serbischen Königspaares mit allen Einzelheiten zuerst brachte. Es genügt schon der Bericht einer Neugkeit, selbst aus dem Land der Wissenschaft, aber in einer Form, die den Leser an die neue Sache sofort fesselt. Wie klein der Schritt vom „Aktuellen“ zum „Sensationellen“ ist, wenn ihn der jüdische Geschäftsmann tut, lehren die Fälle Einstein und Steinach. Das vorbildliche Blatt für die „Technik“ der Aufmachung in der Beziehung ist bekanntlich die „Berliner Illustrierte“ — wohl das gefährlichste Erzeugnis jüdischer Propagandakunst.

Standen „historisch“ und „aktuell“ in scheinbarem Gegensatz, so widerspricht auch wieder das Historische dem Begriffe des „Aktuellen“ durchaus nicht. Das Historische kann zu Zeiten und unter bestimmten Umständen von außerordentlich aktuellem Belang werden. Natürlich gibt es auch Fälle, wo man das Historische zu irgend welchen Zwecken bloß aktuell „aufmacht“. Doch stehen wir dann schon auf dem ungesuchten Boden des modernen Aufmachers und Schwindlertums, auf dem die „Sensation“ gedeiht.

Das Historische wird meistens durch irgend ein Zeitbedürfnis wieder „aktuell“. Durch irgend eine seelische oder politische Notlage wird die Sehnsucht nach einer besonderen historischen Gestalt oder einem alten, starken Bühnenwerk, das ein die Gegenwart bewegendes Problem enthält, gesteigert. Wittert dann freilich der betriebsame Geschäftsjude Morgensuft im Augenblick des Erwachens einer solchen aus der Not geborenen Sehnsucht oder Begeisterung, wird er sofort bemüht sein, die „Konjunktur“ auszunutzen und nun dieses an sich im guten Sinne „Aktuelle“ so besonders auszumachen, daß es mit einem Mal als etwas geradezu „Sensationelles“ in Erscheinung tritt. Da haben wir dann den sensationellen Aktualismus. Wer ein Beispiel für diese Methode will, sei an den Fridericus Reg-Film erinnert, der, wie alle Filme, Erzeugnis eines jüdischen Konzerns war. Zu dem Kapitel des aktuellen Historischen im guten Sinne gehören auch Klussprüche oder andere Dokumente großer Ewigkeitspersönlichkeiten, etwa das Wort Bismarcks: „Wir Deutsche fürchten Gott — — —“. Ein solches Wort hat eben so viel Glutkraft, daß es noch Jahrzehnte lang nachglüht und zu irgend einer Stunde völkischer Not durch einen Sturmwind zu neuem Auflammen, zu erneuter aktueller Bedeutung gebracht wird.

Kaum zur „Sensation“, aber doch zu gesteigerter „Aktualität“ läßt sich mitunter auch das historisch schon Eingesargte bringen. Es kommt nur auf die Wundermänner an, die die Auferstehung bewirken. Ein neu entdecktes Goethesfragment — gleichgültig, ob aus unreifer oder reifer Epoche —, wäre natürlich eine aktuelle Angelegenheit, für die sich Literarhistoriker, Theaterleute und Journalisten interessieren. Freilich kommt es dabei oft genug zu grotesken Hanswurstiaden, denn selbst das Wertlose, wenn es nur den Namen Goethe trägt, wird diesem Namen zu Liebe als Wunderding bestaunt. Immerhin, es ist noch nicht geradezu eingesargtes Literaturgut, selbst wenn es der Dichter selbst hat begraben wollen. Die fast gleiche Aufregung verursacht aber auch irgend ein belangloses, wertloses Werkchen oder Fragment des Goethesfreundes Lenz, und wäre es nichts weiter als ein Stückchen papperne Literatur, es könnte dennoch ganz Berlin entzücken. Wenn sich nur die richtigen Leute dahinter stemmen! — Kann es so ein Fluch für das historisch „endgültig“ Begrabene, das Wertlose sein, zur Auferstehung gewissermaßen gezwungen zu werden, so ist es andererseits wieder der Fluch des „Aktuellen“, allzu schnell „historisch“ zu werden und nach einem Tintags-Leben der undankbaren Vergessenheit anheim zufallen. Denn die aktuelle Schnauze verblaßt schnell und die Sache verliert ihre Reize wie die abgeschminkte Schauspielerin. Die Regisseure aber gehen zur Tagesordnung über, das nächste Stück und wieder das nächste kommt an die Reihe. Geschäft ist alles.

Auf dem Gebiete der Literatur kommen auch wirklich tragische Fälle vor. Ich denke an Arno Holz und Johannes Schlaf, die

Verfasser von „Papa Hamlet“, die Väter des Naturalismus. Sie beide waren einmal aktuelle Erscheinungen. Aber ihre Theoretiker- und Kureger-Mission galt schnell als erfüllt, nachdem mit Gerhard Hauptmann, dem Schüler, eine sehr lebhaft produktive Natur aufgetreten und der junge Dichter nun mit den in sozialer Beziehung damals höchst aktuellen „Bevern“ geradezu zur Sensation geworden war. Gewiß wirken die beiden naturalistischen Lehrmeister auf anderen poetischen Gebieten nach ihrer Weise noch weiter fort, jedenfalls aber doch nicht mehr unter dem Banner des „Aktuellen“, wie ehemals. Es liegt hier im Grunde die gleiche Tragik vor, wie sie in der Geistesgeschichte so oft die Theoretiker, die die Priorität der Idee für sich hatten, erleben mußten, sobald der Mann der Tat, der sich die fertig entwickelte Idee zu eigen machte, aufrat. Einiges Tragisches kann man auch im Los Sudermanns erblicken, dessen „Ehre“ für die Jahre des Erscheinens aktuelle Bedeutung hatte, da der Dichter mit dem — auf künstlerische Antithese gestellten — Stücke dem sozialen Zeitgeist dienen wollte. Ein echtes Kunstwerk muß aber neben den aktuellen Werten (die es durchaus haben darf) auch Ewiges, Typisches enthalten. Sonst wird es wertlos sein, sobald die Zeitslimmung verblaßt ist, in deren Beleuchtung es erschien. So will man heute vom Theater-Sudermann nur noch wenig wissen, in so hohem Ansehen der Prosa-Sudermann auch noch bleiben mag.

Man sieht: Zeitgeschmack und Mode sind im Grunde Erzeuger, Richter und Henker des Aktuellen zugleich.

Jeder Ernstschaffende sollte sich hüten, um jeden Preis in seiner Zeit „aktuell“ sein zu wollen. Geht er mit den Juden, so wird ers, doch kann es ihm blühen, daß man ihn sensationell aufmacht und ihn nach Laune wieder fallen läßt, geht er ohne sie, so verblaßt die „Aktualität“, die vielleicht in der Sache, vielleicht im Stoff deutlich genug lag, schnell und — wirkungslos. Geht er gegen die Juden, so wird er totgeschwiegen, bestensfalls verleumdet — natürlich auch von gewissen eigenen Volksgenossen. Sicher ist: die Jagd nach dem Aktuellen in der französisch überreizten Gegenwart ist ein zu Tode heilen öffentlichen Wildes, das jedem — Hunde preisgegeben ist. Der wahre Dichter mindestens sollte das Revier der Aktualität meiden, und fern vom Tage und der Alltags-Wirklichkeit, dafür nahe bei der Wahrhaftigkeit, in tiefer Stille schaffen. Der Politiker wird der Hetzjagd nie entgehen können. Zwischen diesen Beiden steht der Schriftsteller, der wohl lieber in Ruhe und mit Gründlichkeit seine Ideen gestaltete, aber doch auch den Beruf, seiner Zeit direkt zu geben, in sich fühlt und der Betätigung als Publizist nicht entsagen kann. Dann wird auch er, wenn er kein ganz Starke ist, zum gehetzten Wild der Zeitjagd. So trägt der Schriftsteller den Fluch der Aktualität, wenn er ein deutscher Mensch ist, vielleicht am schwersten. Nicht so ein jüdischer. Ein Mann wie Maximilian (Isidor) Harden war mit wahrer Wollust Jäger und Wild zugleich. Aus beiden Rollen schlug er Profit (noch fürzlich erst); und ist er dann wirklich einmal — durch Selbstverschulden — waidwund geworden, so ist die Märtyrer-Sensation auch gleich fertig.

Für uns Deutschvölkische ist es die Hauptache, diesen aktuellen, vor allem den sogenannten aktuellen Dingen gegenüber fahrläufig zu bleiben. Denn wie die Dinge heute liegen, wird selbst das gute Aktuelle doch geschäftlich und sensationell ausgeschlachtet. Darum sagen wir der Gier nach diesem „Betrübe“ lieber gänzlich ab. Das Neueste ist ja keineswegs immer das Gescheitest. Das sollte jedem Journalisten Leitgedanke sein. Die alten, abgelagerten Weine sind immer wertvoller als die jungen. Unsere Gegenwart findet ihr seelisches Gleichgewicht erst wieder, wenn sie auf Nervenkitzel (Sensation) verzichtet, wenn sie dem Gemüt in Ruhe zuführt, was es fordert. Das aber sind andere Werte, als sie das unerhört interessante Tagesgespräch im Salon der Baronin Eppstein darstellt.

Unter Bräsig hat schon Recht, wenn er sagt: „die Interessantigkeit is for'n Proppen.“ Dr. Hans Severus Ziegler.

Neue Bücher

Franz Schauwecker: Die Götter und die Welt (Heinrich Dickmann Verlag, Halle, 1922). Eine göttliche und weltliche Komödie! Der Ausdruck ist vielleicht fühlbar gewählt. Aber die Ausmache des vorliegenden Werkes erinnert an Dantesche Stoffkreise, wenn auch hier noch nicht Meisterschafft und Vollendung ist. Dazu kommt, daß Schauwecker fallsamerweise ein Dichter ist, der (warum wohl?) die seinem Kolossalstosse gemäße Form nicht gesunden zu haben scheint oder verschwächt hat. Er hat bislang die Roman- (und Rödellen-) Form verwandt, obwohl sein künstlerisches Temperament und sein kürzer Rhythmus eigentlich ganz andere Form verlungen. Die Romanform scheint mit deshalb nicht zu taugen für diese phantastische und Welt-Poesie Schauweckers, weil sie eben zum Zersetzen in übermäßige Breiten statt zur echten poetischen Konzentration führt. Sein Stil an sich ist freilich nichts weniger als Prosa; da er aber auf den Vers, für den alle Vorbedingungen, vor allem genug „Musik“ im Dichter stecken, verzichtet und er dennoch reicher Dichter, nicht Schriftsteller ist, so kommt es notwendig zu einer überladenen oder überlasteten, allzu üppigen Prosa, die einem das Eine nicht vermittelnen kann, wo zu eine große Verdichtung eher imstande ist: den geschlossenen Eindruck runder Bilder. Die überwältigende Wucht, mit der Schauwecker vielleicht wirken könnte, ist noch nicht da, so grandiose Einzelindrücke er auch stellenweise erzwingt. Doch ist in dieser kritischen Ausfassung auch schon gleichzeitig das Gut gesagt: Kraft der Anschauung, und damit das Wesentliche des Poeten, ist in hohem Maße vorhanden, und wie Schauwecker die irdische Anschauung von den Dingen dank seiner Phantasie in unirdische Weltverhüllnisse steigert, auf Überirdisches, auf wunderbare Dimensionen überträgt und geahnte Gesilde über den Himmeln sichtbar macht, beweist schon, daß es sich hier nicht um gewöhnliche Fähigkeiten handelt. Die Symbolik des Werkes ist schwer. Der Leser müßte eben einfach das subjektive Schauen des Dichters haben mit allen seinen eigenartigen phantastischen Vorstellungsmöglichkeiten, sollte ihm der Sinn in einzelnen Fällen nicht dunkel bleiben. Am klarsten und schönsten sind vielleicht die Kapitel der Götterversammlung in Ama, den Gesilden, wo alle Götter der Welt, die germanischen, griechischen und asiatischen, ihre Ideen über die göttentrennte Welt und ihr Verhältnis zu den Menschen fundum, fernerhin das Kapitel „Morgane und Aphrodite“, „Ares und der Held“ und „Vater (der Gott des Todes) unter den Menschen“. Besonders sein ist die Wesenheit der Aphrodite, der Göttin der Liebe, in ihrem Verhältnis zu der ihr an äußerlicher Schönheit gleichenden Schwester Alagune, der Sirinität, gestaltet; trefflich das Schicksal des Kriegsgottes Ares, eigenartig und bedeutend das des Zeus. Es ist unmöglich, aus der Fülle der Gesichte hier kennzeichnende Fragmente herauszuheben. Der Dichter erweist sich als ungewöhnlich anschaulicher, malerischer Beherrscher der gesamten Natur. Aber wie gesagt, die allzu bunte Vielheit zu einer geschlossenen lyrisch-epischen Verdichtung konzentriert, würde auch die Naturschilderungen, die in der Prosaform (bei allem Rhythmus, der auch hier zu spüren ist) leicht ermüden, genussreicher machen. — Im ganzen aber ist zu sagen: Wer mit solcher geistiger, seelischer und dichterischer Weltdurchdringung Götterschicksale poetisch zu gestalten vermag wie Schauwecker, der hat natürlich auch der entgotteten Menschheit von heute manches Ernstes und Wichtiges zu sagen.

H. S. B.

Karl-Gerd Briese: Die Befreiung vom Erbe. Roman (F. W. Grunow, Verlag Leipzig 1922). Mit nicht unbedeutender Dichterphantasie hat sich der Verfasser in einen kleinen deutschen Monarchen hineinzudenken versucht. Dass er dabei wesentlich über sich selbst hinausgekommen wäre, kann man nicht gerade behaupten. Der geschilderte junge Herzog Konradin ist ganz augenscheinlich kein anderer als Herr Briese selbst, wie er lebt und lebt — wie er als Fürst fühlen, denken und handeln würde. Außerdem würde er sich wohl damit begnügt haben, das Verhalten seines Helden durch die — psychologisch an und für sich wohl richtige — Schilderung seines Seelenlebens zu erklären, ohne es gleichzeitig uneingeschränkt zu billigen. Dass es derartige Tannenfürsten wie diesen Konradin leider tatsächlich gegeben hat, läßt sich allerdings nicht leugnen. Auch der unheilvolle 9. November 1918 wäre undenkbar ohne den traurigen Mangel an tapferem Pflichtgefühl und echtem Fürstenbewußtsein bei der Mehrzahl der deutschen Monarchen. Nur sollte der Verfasser ja nicht glauben, durch den Hinweis auf diese Tatsache, den ihm augenscheinlich sehr erwünschten Nachweis dafür gebracht zu haben, dass Fürsten auch nur Menschen wie alle anderen seien. Beweist er damit doch weiter nichts, als dass er selber nichts von dem weiß, was bei jedem Fürsten, wie er sein sollte, nicht lediglich anerzogen sein darf, sondern gewissermaßen heranzuzögertet sein, d. h. anerbt in seinem Blute liegen müs. Einen nicht gerade hohen Grad von politischer Einsicht offenbart K.-G. Briese, wenn er z. B. den Kaiser dem eben auf den Thron gelangten den Rat ertheilt lässt, er solle doch ja dem Zeitgeist zuliebe liberal und sozial zugleich regieren. Ja, weiß der Verfasser wirklich nicht, das gerade dasjenige, was so recht das Wesen jedes wahren Sozialismus ausmacht, dem Wesen des Liberalismus schroff widerspricht: Die starke Beschränkung der Einzelpersönlichkeit durch eine strenge Fücht zum Ver-

wahlschein der Pflicht jedes Einzelnen gegen seine Volksgenossen? Sein junger Herzog wenigstens hat von solchem Pflichtbewußtsein keinen Hauch verspürt. Er ist eben liberal durch und durch. — Höchst bedauerlich ist die ganz oberflächliche Stellung des Verfassers zur Judenfrage. Und wenn er dem entthronten Fürsten schließlich seine Erlösung lediglich in der Beschäftigung mit sich selber finden läßt und das auch noch gut heißt, so beweist er damit nur, wie tief er selber noch im reinen Individualismus steht. — Das, was K.-G. Briese augenscheinlich wohl aus eigener Anschauung gründlich kennt: das Leben und Treiben an den kleinen deutschen Höfen unmittelbar vor dem Kriege, ist zweifellos gut beobachtet und auch anschaulich und reizvoll geschildert. Und ebenso sind auch die Charaktere der meisten Romanfiguren an und für sich durchaus folgerichtig durchgeführt. Im allerhöchsten Grade verwirrend aber ist der Begriff von Ehre, den der Verfasser vertreibt, wenn er gerade die beiden Personen, die als sittlich besonders hochzustellen er sich nicht genug tun kann, ohne eine Spur von Gewissensnot ganz gemeinen Ehebruch treiben und solchen Frevel obendrein noch von dem „edlen“, jungen Fürsten in Schutz nehmen läßt. Ist das deutsch?

H. v. S.

Thomas Westerich: Der weiße Herzog, König Thors Eröffnungsfahrt durchs Meer der tiefen Stille. Das Mysterium der germanischen Sendung. In einem Vorspiel, drei Aufzügen und 11 Bildern. (Zwei Welten-Verlag Straße 1922). Ein Spiel vom deutschen Heiland, vom dem das gesamte völkische Leben, das kulturelle, das politische, das wirtschaftliche, selbst das sogenannte religiöse vor und während dem Weltkriege nichts mehr wußte, der immer wie ein ungehörter Warner stand und erfahren mußte, daß König und Volk Götzen statt seiner anbeteten. In einem Vorwort sagt der Dichter: „Nicht Menschen, nicht Formen, nicht ewig Vergängliches soll man in diesem Stück suchen, sondern hinter der Flucht der Erscheinungen das — Ziel des Geistes, der wahhaft ewigen Wirklichkeit. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ sprach Christus. Und alles, auch das größte Geschehen in dieser Welt ist verloren, wenn nicht an ihm ein ebenso großes Geschehen in — jener Welt erwacht.“ — Dieses Mysterium und alles Geschehen in ihm ist nur ein Gleichnis, eine Darstellung ungeheuren Geschehens in uns — — — Das Geschichtliche, das Westerich darstellt, um die Notwendigkeit und Gewißheit der germanischen Sendung zu offenbaren, ist ziemlich klar gegeben, der König Thor und seine Flucht mahnen an die jüngste Vergangenheit, die typischen Erscheinungen, König, Ritter, Dichter und Leute aus dem Volk, sind gut gezeichnet und als Symbole deutlich. Eine Problemgestaltung bringt das Werkchen nicht, das ganze ist nicht Handlung, sondern eine Reihe von Vorgängen und Bildern, als deren Stimmungshintergrund sich der Dichter Musik von Bach bis Wagner vorstellt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß durch eine Aufführung des Mysteriums eine starke, feierliche Wirkung zu erzielen ist, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß mich der Sprachstil noch nicht voll befriedigt, nicht immer auf den Höhen des echten Poetischen wandelt, auf denen man ein Mysterium sucht. Es soll aber nicht geleugnet werden, daß „Der weiße Herzog“ zur Selbsterkennung der Deutschen viel beitragen kann.

H. S. B.

Ella Federn-Schohlaß: Goethe, sein Leben der reiferen Jugend erzählt (Union, Stuttgart). Ich weiß nicht, ob ein Buch über Goethe für die Jugend überhaupt notwendig ist. Wenigstens die begabtere kann an Goethes selbstbiographische Schriften ebenso früh heran wie an „Götz“ und „Werther“ und sich da aus eigener Kraft weit mehr holen als die Weisheit, die die Verfasserin dieses Buches von sich gibt. Man verneinte: „Um auch Abwechslung in den Spielplan zu bringen, begann Goethe eigene Theaterstücke zu dichten, wie es ja viele Kinder tun, ohne deshalb gleich Goethes zu werden“ oder „Das werden alle die rechten und guten Gedichte, die man machen will“, man kann Gedichte, wenn sie wirklich gut sein sollen, nur machen müssen“, mit einer gewissen Unberührtheit und Unabsichtlichkeit“ — ja, um Gottes willen, was soll denn solch Geschwätz? Aber nicht die triviale Weisheit ist das schlimmste an dem Buche, sondern die direkte Entstellung: Ella Federn möchte Goethe, wie ich das in einem Aufsatz für die „Deutsche Zeitung“ bewiesen habe, zum Pazifisten und Mann des Volkes machen, also für die heutige Republik einschlagen, und das können wir uns natürlich auf keinen Fall gefallen lassen. Gewiß steht Goethe dem Volke nahe, näher als der ehemalige Demokrat oder Revolutionär Schiller, aber nur aus Blutsgefühl heraus, nicht in politischer Gesinnung. Das heutige, von Massenhafte besessene, jüdisch gelehrte deutsche Volk würde er sehr entschieden abgelehnt haben. A. B.

Alfred Rosenberg: Wesen, Grundzüge und Ziele der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Das Programm der Bewegung herausgegeben und erläutert (Deutscher Volksverlag, Dr. E. Voegle, München). Die Nationalsozialistische Partei ist in Preußen und Thüringen verboten, und ihr Führer Adolf Hitler wird in den jüdischen und judengenosslichen Blütlern heruntergemacht. Das ist für uns Deutschstädtische ein ausreichender Beweis, daß etwas an der Bewegung ist, und wer diese Rosenberg'sche Programmschrift liest, wird unserer Meinung zustimmen. Die Deutschnationale Volkspartei, die Deutschstädtische Freiheitspartei und die Nationalsozialistische Partei müssen sich auf dem vorhandenen gemeinsamen Boden zusammenfinden (unter Ausscheidung einziger ungeeigneter Führer der erstgenannten), dann ist die politische Gesundung Deutschlands möglich. A. B.

Aus Zeitschriften und Zeitungen

Ein sozialdemokratisches Geständnis. In einem Berliner Abendblatt war ein Aufsatz des Staatssekretärs a. D. Müller zu lesen, in dem es u. a. hieß: „Die Abvolaten und politischen Demagogen, die in der modernen Demokratie das Schicksal der Völker entscheidend beeinflussen, waren frei von früheren Hemmungen. Nicht staatsmännische Erwägungen, sondern Rücksichten auf unerschöpfbare Wahlversprechungen, sowie das Streben, sich im Amt zu erhalten, haben auf den Versailler Frieden den entscheidenden Einfluß ausübt und der ungezügelten Habgier der das Wirtschaftsleben der Ententestaaten beherrschenden Gruppen die zentraleuropäischen Staaten zum Opfer gebracht. Die Welt weiß heute, wie kurzfristig auch vom Standpunkt der Sieger dieses Verhalten war. Damit wird aber das Geschehene nicht rückgängig gemacht, und der Eindruck der Tatsache, daß der rücksichtlose Friedensvertrag, den die Weltgeschichte kennt, im Namen der Demokratie verhindert wurde, nicht verwischt. Es ist heute mehr als zweifelhaft, ob die demokratische Weltanschauung diesen Schlag, den ihr ihre eigenen Vertreter versetzt haben, jemals wieder überwinden kann. Jedenfalls sieht die Welt nicht so aus, als wenn die nächste Epoche von den Grundsätzen der Demokratie beherrscht würde. Man darf nicht vergessen, daß die demokratische Ideologie in der Vorriegszeit eine gewaltige Herrschaft über die Köpfe ausgeübt hatte. Man stelle sich vor, wie auf diese gutgläubigen Anhänger der demokratischen Weltanschauung die Tatsache wirken muß, daß eines der schönen Schlagworte nach dem anderen als unwahrhaftig und heuchlerisch enttarnt wird.“ Trotzdem kommt natürlich „Genosse“ August Müller, wie die „Deutsche Zeitung“ dazu bemerkt, zu dem Schluß, daß „eine Entwicklung nur auf demokratischer Grundlage denkbar“ sei, also auf „unwahrhaftiger und heuchlerischer“ Grundlage. Die pfiffige Einsicht, an dem über Europa herumgeworfenen Einheit sei nicht die Demokratie als solche, sondern der mit ihr getriebene Missbrauch schuld, läßt niemand überzeugen. Es liegt im Wesen der modernen Demokratie, daß sie „missbraucht“ wird.

Das literarische Rivalen der Bösischen Zeitung. Der Roman, der durch den Karneval hindurchging, hieß „Das Kapital“. Der Verfasser des Romans stand Beckerheim er. Der Verleger der Bösischen Zeitung ist Ulstein, der Chefredakteur heißt Georg Bernhard. Der Held des Romans — ich denke, er ist — heißt Birnbaum. In der 27. Fortsetzung stehen u. a. folgende Ausführungen: „Meine Dame ist nicht zu Hause“, sagte Theresia barsch. — Birnbaum drückte der ehemaligen Nonne eine Tausendfronebote in die göttliche Hand. „Sehen Sie nach“, sagte er und erweiterte den Kürspalt, indem er den Fuß als Heil einshob, „vielleicht ist sie doch zu Hause!“ Und er setzte beschwörend hinzu: „Hundert Millionen stehen für das Fräulein auf dem Spiel!“ „Das ist ja ein Wahnsinniger!“ rief Ljuba erstaunt, als ihr die dämonische Theresia die Blätterung durch die Tür zustürzte: „Lass ihn herein!“ Die extravergante Schauspielerin sah, als der annehmende Hünling gleich darauf unter vielen Verbeugungen bei ihr eintrat, in ihren armen Altershöschen auf dem Fußboden und legte mit grossem Ernst eine Parole. Eine Viertelstunde später stand sie, allein geblieben, mit einem überzeugenden Weisengewand, das ihr als Kostümstück diente, vor dem Spiegel. Sie prüfte ihre Kleider und wog ein Püppchen, das der Verführer zurückgelassen hatte, nachdenklich in der Hand. — Eine andere Stelle — der Zusammenhang ist belanglos — lautet: „Die Baronesse trat ein, entzückend anzusehen, in einem karibianischen Kleide, das alle ihre Formen zur schönsten Gestaltung brachte. Auch schien sich das süßliche Mädchen zum erstenmal seiner Freizeit bewußt zu sein. Sie hatte fünf Malerinnen gebeten und ein gewohntes Heiligensitzchen dem jungen Baron am selben Morgen in seine Wohnung geschickt, mit der Bitte, es ihr zuliebe immer am Leben zu tragen, was er ihr telephonisch versprechen hatte. In letzter Herzens Unzufriedenheit sah sie nicht daran, daß es ihr vor allen Einredungen bewahren würde.“ — Godam ist von einer „heiligen Elisabeth“ und einem Baron Rott die Liebe; und wiederum von dem Judenweib aus der ersten Szene, Ljuba mit Körner. Es heißt da: „Um halb acht Uhr übner stand er in weiß und weißer Weste vor dem Spiegel, als Ljuba überraschend bei ihm eintrat. „Nur fünf Minuten!“ lagte sie und nahm, ohne ihren mühschönenartigen Rock abzuzippen, in ungewöhnlicher Haltung auf dem Schreibstuhl Platz.“ — Ich denke, diese Paar-Ehe ist genug. Genügen auch, daß die katholische Kirchlichkeit endlich einmal dahinter kommt, mit wem für die ihr am nächsten stehende Partei verbunden hat.

Die deutsche Bühne des Gegenwart

Deutsches Nationaltheater Weimar. Es ist ganz verdienstlich, heute die Reihe der Berliner Bühnen-Neuhelten einmal mit stets mühsam behandelter Werten aus früheren gärenden Zeiten zu unterbrechen. Schon um darzutun, daß z. B. die jungdramatische Zeit wenig erfreulich war und in Leben und Dichtung reicht viel Erwundenes an unserer Vergangenheit habe. Georg Büchner, der in

der Literatur neben Grabbe steht, aber doch das stärkere, das echtere Talent ist, war zwar weniger als Grabbe, aber doch ausgeprägt genug, Verfallerscheinung uns seines Dramen, die mehr ironisch-härtete Ansätze als künstlerisch Vollendetes darstellen, sind Verfallswerke, sowohl geistigen an dem älteren Kleist, wie an dem gleichaltrigen Hebbel. Das Tragödienfragment „Wojzeck“, das der Weimarer Intendant Ernst Harot selbst für Zuschauer und Leser bearbeitet und genießbar gemacht hat (Vesel Verlag Leipzig), könnte geradezu mit seiner inneren und äusseren Technik als Vorbild, aber als schlechtes, der modernen Dramen- und Kinotechnik angeprochen werden, wenn Büchner auch mehr Elementarleute, mehr Naturkraft, ja, mehr Intensität des Ausdrucks zur Verfügung stehen, als den meisten „Expressionisten“ unserer Tage. Dieser armelige, an die Wand gedrückte, von allen getretene und gehöhte Soldat Wanzen, der bei aller dumpler Triebhaftigkeit und Niedriggestirtheit seines Wesens doch auch, wie alle Einsamen, Klares und Wahres, wenn auch halbverworren, fühlt, und der halb triebhaft dumpf und undurchsichtig, halb bewußt rächend die Geschichte mordet, kündet eigentlich schon Hauptmanns Gestalt des Fuhrmann Hentschel an. Es ist überhaupt interessant, wie der Hauptmannsche Naturalismus in der deutschen Dichtung schon seit Benz (siehe „Die Soldaten“) sehr ernsthaft spukt. Die Dernheit, die und da gewaltsam, wie bei den alten Stürmen und Drängen, ist doch, weil sie unverfälschtem, frischem Leben entspringt und zu gut volksfürmlichem Humor sich steigert, noch erträglich. Die an der Moserne geschulte Regietechnik, die ja — leider — fast ganz auf Kaleidoskopgeschwindigkeit eingestellt ist, war dem Büchnerischen, fast 100 Jahre alten Werke natürlich sehr dienlich und verhalf ihm zu einer geschlossenen, abgerundeten Aufführung. Alles in seinem Stilvoll war auch die anschließende Inszenierung des drolligen, barocken Lustspiels „Leonce und Lena“, bei dem Büchner nach Shakespeare, aber auch nach deutschen Romantikern geschielt hat. Die Darstellung des anspruchslosen, aber doch von literarischen Feinheiten als genial empfundenen Werkchens wäre vielleicht noch ehrlicher gewesen, wenn sich sämtliche Figuren mehr als es geschah in eine Art „Schlaf- und Tanz“ Atmosphäre eingefügt und durchweg drastischer gespielt hätten. Auch etwas mehr Tempo wäre vorteilhaft gewesen. Die Einseitigkeit Büchners, nämlich die des radikalen Politikers, ries übrigens doch bei einigen politisch einzestellten Zuschauern ablehnende Kritik hervor. Heute darf man es aber niemandem verbieten, wenn er Kunst und Politik nicht völlig zu trennen vermag. Büchner selbst hat es nicht vermocht. Seinen Süßen fehlt die dichterische Geschicklichkeit. In „Wojzeck“ ist radikale Einseitigkeit, ist nur Schatten. Das einzige Licht ist das des Scheinwerfers. In „Leonce und Lena“ bildet die Verzückung des gänzlich verrückten Königs die Hauptwürze. Also Scherz und Satire — ohne tiefe Bedeutung. Aber Büchner steht kurz vor dem 110. Geburtstag, der Griff nach seinen Werken ist also bis zu einem gewissen Grade gerechtsam. n. S. 3.

Eine Theaterkritik, wie wir sie heute brauchen, ist folgende aus der „Deutschen Zeitung“: „„Ingeborg“, Komödie von Kurt Götz. Ich weiß nicht, ob der Verfasser Jude ist, aber wieder einmal wird in diesem Stück die Ehe zu Dritt zum unmoralisch jüdischen, altes Gute und Edle in den Schnatz ziehender Moral gemacht, die in glänzende, beschönende Dilettätheit und drastische Komik geschnitten eingerichtet ist, die sich aber nicht scheuen, in Bewunderung ein Hoch auf den lieben Gott auszubringen. Jeder demschriftige Spieler mögte den Mut haben, die Darsteller und Vertreter der jüdischen Lebensweise in jüdischer Maske spielen zu lassen (was doch vor nicht schwer fallen dürfte), dann würden auch die begeisterungslosen Zuschauer bei Pferdeschwanz merken. Durch solche Simplizissimus-Wilde haben wir uns in die Revolution hineingezogen und lassen uns immer sieger in den Kampf.“ Das Stück ist über die Bretter des Poisidianer Schauspielhauses gehangen. In Poisidian geht es eben auch nicht ohne eine Dosis Weimarer Geistes ab. Weimar hat es höchstens gleichfalls gebracht.

Kürzere Mitteilungen

Der Arbeiterdichter Alfons Bebold ist Anfang Februar, 40 Jahre alt, gestorben. Sein Schaffen ist nicht un interessant. Die „Deutsche Zeitung“ erhielt über sein Ende folgende Zuschrift: „In der Monatszeitung des „Berliner Tageblatts“ steht eine Notiz über den Tod vom sozialen Dichter Alfons Bebold; u. a. führt man dort aus: „In Armut und Schwindsucht gestorben“. „Tausend österreichische Kronen, davon hat er gelebt, hat gedichtet und ist gestorben.“ Dies entspricht alles nicht den Tatsachen. Al. Bebold lebte in Altbühl, Tirol, in einer sehr schönen großen Villa mit 2-3 Dienstboten. Die Villa gehörte dem jüdischen Dr. Stephan Lich; Bebold bewegte sich in der besten Gesellschaft von Altbühl ganz als wohlhabender „Bourgeois“, hatte eine hübsche elegante Frau und drei Kinder. Den Vormittag verbrachte er bei seinem Wetter meistens auf einer Bank am Markt, nachmittags sah man ihn öfters bei Pferdestart in Banierkreisen. Um die soziale Jugend des Ortes kümmerte er sich gar nicht; dies letztere haben mir Arbeiter erzählt. — Ich bin öfters in Altbühl, kann also für die Wahrheit des Ereignisses stehen, da ich Bebold persönlich kannte, ebenso dessen Frau, Kinder und Haus.“ (Ja ja, sie können die Wahrheit nicht lassen).